

Gripsholm ist überall

Und dafür habe ich nun studiert ... damit ich an jedem Werktag zu ungesunder Morgenstund von mir selbst an Gleis 2 bereitgestellt werde, um mit der Bahn über Duisburg nach Düsseldorf zu rumpeln, umgeben von müden Gesichtern voll erloschener Ambitionen, während daheim noch ein paar Geschichten auf dem traumschweren Kissen liegen. Projektmanager für geschlossene Immobilienfonds. Unter Manager macht's heutzutage ja keiner mehr. Ich zum Beispiel: den ganzen Tag endlose Zahlenkolonnen in Excel-Arbeitsblätter eintippen und so miteinander verknüpfen, dass hinten auch was rauskommt. Für die Bank. Und für den Kunden. Dann komme auch ich raus: nicht etwa groß, bloß aus dem Büro.

Unter der Bahnhofsuhr steht wie an jedem Morgen die Geschäftsfrau. Den Schlaf hat sie mit Kajal und Wangenrouge fortgeschminkt, so gut es ging. Und natürlich der Zopf: mit ordnender Strenge sind ihre langen blonden Haare am Hinterkopf zu einem Schweif gebunden, der strähnenschwer auf ihr Kostüm herabhängt. Nadelstreifen, bis knapp unterm Knie. Monatlang schon reichen wir uns über die Köpfe anderer hinweg die Blicke, nicken uns aus einem pawlow'schen Reflex heraus zu, aber für ein Lächeln hat es nie gereicht. Stets mustert sie mich nach Westmannsart: mit zusammengekniffenen Augen, die Stirn zu einem V gefurcht. Vielleicht bin ich ihr einfach nicht geheuer, ich mit meinen Anzügen, für die ich einen Kredit aufnehmen musste ... denn sorgsamer noch als auf einen perfekten Krawattenknoten achte ich auf den Rucksack, den ich lässig am Riemen über der linken Schulter trage. Er soll allen sagen: seht her, das bin nicht ich, das ist nur eine Larve, dieser Sonntagsstaat. In der Bank hat alles sein Ordnung, sogar die Kleider. Vor allem die.

Noch acht Minuten bis zum Zug. Ich zünde mir eine Zigarette an. Kann einfach nicht von ihnen lassen. Warum können nicht auch sie eines morgens die Koffer packen und sich jemand anderem an den Hals werfen? Mir scheint mitunter, als seien all die guten Dinge des Lebens von ausgesuchter Promiskuität; nur die schlechten Dinge halten's mit der Schwanentreue.

Aber was sind schon all die guten Dinge? Die linke Hälfte meines Bettes mag ihren ursprünglichen Sinn verloren haben, gleichwohl eignet sie sich vorzüglich, um Bügelwäsche und Nachtlektüre darauf abzulegen. Niemand klagt mehr über mein Schnarchen. Keine zermürbenden Gedanken mehr über den kleinen Teddy mit dem aufgenähten „HDL“-Latz in Herzchenform, der plötzlich am Rückspiegel des Zweitwagens baumelt. Filmabende in epischer Länge: Der Herr der Ringe, bis die Augenringe purpurn schimmern. Das Alleinsein werde ich in der nächsten Zeit wohl beibehalten.

Zugestanden, die Geschäftsfrau ist in meinem Alter, und einen Reif hatte sie, soweit ich das beobachten konnte, auch noch nie übergestreift. Meist trägt sie Ohrringe und eine Halskette,

geschmackvoll aufeinander abgestimmt. Kein Anzeichen, dass ein Beziehungsbanause ihr eilig noch etwas Schmückendes zu Weihnachten oder zum Valentinstag gekauft hat, das sie nun pflichtschuldig aufträgt: Gold, wo sie doch Silber mag. Mit klobigen Funkelsteinen besetzt, wo sie doch schlicht bevorzugt.

Hübsch ist sie obendrein.

Aber sie lächelt nie.

„Darf ich dann mit Papa in den Zoo?“, fragt ein Dreikäsehoch neben mir seine Mutter.

„Ja, Schatz, natürlich.“

„Und darf ich dann bei Papa bis Sonntag schlafen?“

„Natürlich, Schatz.“ Sie sagt das in einem Ton, als hätte sie soeben einer Wurzelbehandlung beim Zahnarzt zugestimmt.

Ja, so ist das mit dem Vati. Samstags gehört Vati mir, hat es früher mal geheißen. Das haben noch die Gewerkschaften erstritten. Heute, in Zeiten von Patchworkfamilien, machen das die Familiengerichte. Mein Vater gehört mir lange schon nicht mehr; ich weiß nicht einmal, wo er jetzt wohnt.

Im Unterstand neben der Bahnhofsuhr sitzt einer, der lässt sich seine Meinung bilden. Verwaschene Dachdeckerhose, bitumenverschmierte Arbeitsschuhe, die fleischigen Finger in die Seiten der Zeitung gekrallt; mehr habe ich nie von ihm gesehen. Jeden Tag hat er ein anderes Gesicht. Affären, Skandale, Katastrophen. Die guten Nachrichten, die sind wohl aus.

Kein klinismännischer Freudentaumel mehr. Vom Berliner Vorzeigeknut ist die kindersüße Zuckerwatte auch so langsam ab; sie nennen das jetzt Fell. Nicht mal die Wettervorhersage verheißt Gutes: 30 Grad, wolkenlos. Früher sagten wir noch Freibadwetter. Jetzt aber hat uns der Klimawandel fest im Schwitzkasten.

Und der heutige Aufmacher? Paris ist frei. Nein, das ist keine Antiquariatsausgabe vom August 1944. Wir schreiben Juni 2007. Afrika ist in den Betroffenheitscharts wieder auf einen der hinteren Plätze durchgereicht worden.

„Die armen Neger sind am Verhungern“, hatte ich noch vor wenigen Wochen einen Aufgeschreckten mahnen hören.

„Neger sagt man aber nicht“, war ihm entgegengehalten worden.

Eben. Neger ist politisch nicht korrekt. Verhungern schon.

Nun also, eine mediale Ewigkeit nach Heiligendamm, ist Paris Hilton endlich wieder frei. Auch das: eine Katastrophe.

Am äußersten Ende des Bahnsteigs stehen Christina Aguilera und Eminem, beide kurz vorm Abitur. Mit einem leisen Stich wird mir bewusst, dass ich nicht sagen könnte, wie man die Schlabbergarderobe des Jungen nennt. Bin ich wirklich schon so alt? Denn einen Namen muss sie haben. Problembär, Schadbär, Demokratisierung des Irak – jedes Töpfchen hat sein

Deckelchen, und jedes Ding hat seinen Namen. Und weil es heutzutage für jeden groben Unfug Sendezeit gibt, kennt ihn morgen schon die ganze Welt. Den Namen. Den Unfug natürlich auch. Das Mädchen trägt eine Hüftjeans, die bereitwillig Auskunft gibt über die Beschaffenheit ihres oberen Sitzfleisches. Goldig. Hüftgoldig. Wie man es auch dreht und wendet, immer schaut man tief in einen Ausschnitt hinein. Ein Überangebot versaut die Preise; dann wird's billig. Selbst in den eigenen vier Wänden ist man nicht sicher: erst reicht einem die Werbung für allen möglichen Kokolores ständig die Brust, und nachts lädt das tabulose Fräulein vom Amt noch auf ein allerletztes Schwätzchen ein, dass das Sparschwein quiekt. Das halbe Leben: ein Friedhof der Fantasie. Der priapische Traum unserer Tage ist eine vollbekleidete Frau.

Die beiden spielen Stille Post in Perfektion. Mit flinken Fingern säuselt der Junge eine kurze Botschaft in sein Handy. Bald darauf piept's bei dem Mädchen. Sie liest die Nachricht, kichert, schreibt ihm mit roten Ohren zurück. So geht das eine Weile hin und her, und ich kann's mir recht gut vorstellen – ich hab dich lieb – ich dich auch – ich will dich – ich dich auch – du bist mein allergrößter Schatz – und ich will immer bei dir sein.

Oder so.

Über den Weihnachtsmann lachen sie schon. Darüber noch nicht.

Endlich besinnt der Junge sich auf seine Stimmbänder. Er steckt seinen polyphonen Herzschrittmacher in die Hosentasche und flüstert, ungebremst von jedweder Zeichenbegrenzung, ins Ohr seiner Angebeteten. Ganz so untalentierte kann er nicht sein; das Mädchen gluckst und gibt ihm einen langen Kuss.

Und da erwischt es mich wieder. Ein unangenehmes Kribbeln auf den Lippen. Phantomschmerzen.

Dann schon lieber auf die beginnende Halbglätze meines Vordermanns schauen. Von hinten erinnert er mich an den Kollegen, mit dem ich das Büro teile. Auch der trägt allerfeinsten Zwirn, und er besitzt ausschließlich Krawatten in den Farben der deutschen Nationalflagge. Die Einhaltung der Kleiderordnung ist ihm heilige Pflicht. Dieser Kollege scheut sich nicht, mir auch noch die pikantesten Details seiner Bettgeschichten vom Wochenende aufzutischen; dass ich davon geistiges Sodbrennen bekomme, stört ihn nicht weiter. Tanzende Mädchen, die seine Töchter sein könnten. So einer ist das. Schleicht mit seiner um den Hals geknoteten Vaterlandsliebe in die Diskotheken und ruft zur Fahne. Samstags, da gehören sie Vati.

Aus den Lautsprechern platscht ein unverständlicher Wortbrei auf uns herab. Ein Ruck geht durch die Menge. Alles drängt voran, so als hätte man sie aufgefordert, den Zug bei laufender Fahrt zu besteigen. Aber er hält dann doch.

Wie nun alles vorwärts strebt und die Abteile befüllt, bildet sich eine Gasse, an deren Ende die Geschäftsfrau steht. Erstmals an diesem Morgen sehen wir uns von Kopf bis Fuß. Sie betrachtet mich, mit zusammengekniffenen Augen, die Stirn zu einem V gefurcht. Ihr Blick bleibt an dem Buch in meiner Hand hängen. Kurt Tucholskys Schloss Gripsholm, meine Begleitung für die

heutige Fahrt. Beschwingt und voller Liebe. Die Hälfte muss ich noch. Sie neigt den Kopf zur Seite, bemüht darum, den Titel zu erspähen. Und wie ich sie so sehe, rutscht mir auf einmal ein Lächeln heraus. Das V auf ihrer Stirn verblasst. Bevor sie in den Wagen steigt, lächelt sie zurück; nicht einen Augenblick lang, sondern einen langen Augenblick.

Ich bleibe noch einen Moment stehen, mit ihrem Lächeln auf der Netzhaut. Mir ist, als hätte sich mit ihren Mundwinkeln auch ein Vorhang gehoben. Plötzlich sehe ich die Geschäftsfrau mit offenen Haaren am Frühstückstisch sitzen. Von Geschäft keine Spur, sie ist nur noch Frau. Eine hübsche Frau in Jeans und einem Schlafshirt, das ihr eine Nummer zu groß ist. Sie isst ein Marmeladenbrot, trinkt dazu ein Glas Milch und pfeift zu einer Melodie aus dem Radio; sie trifft kaum einen Ton, aber das mit Inbrunst. Heute abend wird sie ins Kino gehen. Oder ein Buch lesen. Oder sich einen gemütlichen Filmabend machen, vielleicht mit Loriot und einer großen Schüssel Vanillepudding voller Erdbeerstücke.

Der Mann mit der Zeitung ist im Zug verschwunden. Die schlechten Nachrichten hat er mitgenommen. Affären, Skandale, Katastrophen. Und die guten Dinge? Die sind nicht aus, die stehen nur nicht in der Zeitung. Die guten Dinge stehen vielleicht an jedem Morgen unter einer Bahnhofsuhr, wer weiß.

Es wird Zeit. Ich muss mich beeilen, bevor noch der Zug ohne mich abfährt. Werde mich ins Raucherabteil setzen und lesen. Die zweite Hälfte, durch ihr Lächeln hindurch; wie wird das wohl sein?

Schweden. Schloss Gripsholm. Eine Sommerliebe. Ach, das wäre was.

Statt dessen: Moers. Bahnhof. Der liebe Sommer, wunderbar warm. Und diese Frau?

Vielleicht ist Schloss Gripsholm ja überall. Vielleicht ist mein Gripsholm an diesen Wagen angehängt, und ich muss es bloß betreten.

So viele Türen. So viele Schlösser.

Und der Schlüssel?

Ich glaube, ich werde morgen wieder lächeln.